

Licht und Schatten

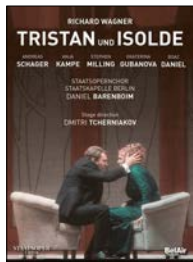
Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Daniel Barenboim hört sich in seiner vierten Berliner „Tristan und Isolde“-Premiere gut an, durchsichtig, flüssig, glasklar, ohne romantizierende Nebelabmischung. In der Lesart von Regisseur Dmitri Tcherniakov wird die größte amour fou der Musiktheatergeschichte zu Kopfgespinnst, kaum zu sehen, nie ausgespielt, höchstens in den Hirnen und im Graben vorhanden. Drei enge auf der Zeitlinie rückwärts designte Zimmer hat sich Tcherniakov ausgedacht: Es beginnt prosaisch im Konferenzraum einer Superreichenacht.

Ekaterina Gubanova absolviert solide ihre Mezzoeinwürfe, Anja Kampes an sich warmer Sopran lässt Tiefe vermissen. Agil und höfensicher tönt der metallisch fokussierte Andreas Schager. Natürlich gibt es keinen Liebes-/Todestrank, deshalb wohl winden sich Tristan und Isolde in Lachekstase auf dem Boden, bis sich König Marke (der dröge Stephen Milling) in den Loungesessel fläzt.

Der zweite Akt beamt uns in die Fünfiger, großbürgerlicher Salon, es ist eine Party im Gange, die sich auf die Jagd verlagert. Isolde und Tristan spielen Liebe, eine sterbensmüde Scharade. Der dritte Akt könnte in den 1930er Jahren im lange nicht mehr genutzten Sommerhaus der Familie Tristan angesiedelt sein. Dessen Eltern tauchen auf, die Mutter mit ihm schwanger. Am Ende wird er in den Alkoven verfrachtet, Isolde sitzt daneben und macht das Licht aus.

Mitten im Lockdown 2021 inszenierte Italiens bester Opernregisseur Damiano Michieletto ebenfalls an der Berliner Staatsoper Leos Janaceks „Jenufa“, die der Wiederholungstäter Simon Rattle mit weicher, transparenter Emphase dirigiert. Die mährische Bauerntragödie im neutralen Kubus aus milchigen Plastikpaneelen, bei der die liebend



kindsmordende Küsterin und ihre verlorengegläubte Ziehtochter Jenufa durch die sich an ihnen festsaugenden Kameraobjektive noch mehr ins archetypisch Überzeitliche überhöht werden: Evelyn Herlitzius ist die sich verzehrende, herb-harsche Stiefmutter. Camilla Nylund ist Jenufa, die auftrumpfen und sich verinnerlicht zurücknehmen kann. Stark die beiden rivalisierenden Tenöre Ladislav Elgr und der wuchtige Stuart Skelton.

Damiano Michieletto hat das uneitel und auf das Eigentliche konzentriert gestellt. Bänke gemahnen an eine Kirche, auch Kerzen und eine Monstranz sind vorhanden. Über allem dräut ein Eisblock, unter dessen Schmelzwasser am Ende die reuige Küsterin stehen muss. Doch es wird dauern, bis hier die Menschen auftauen. Sonnenlicht verheißt zumindest Hoffnung.

56 Jahre Arbeit an einer Oper, allein zwölf davon Recherche über historische Hintergründe. Die letzten sieben Lebensjahre des Komponisten bleibt sie unvollendet liegen. Wiederum sechs Jahre später bringt sie Arturo Toscanini, der sie fertig orchestriert hat, an der Mailänder Scala ohne den unvertonen fünften Akt zur posthumen Uraufführung. Dieser „Nerone“-Fall dürfte selbst in der an Kuriosa reichen Musiktheatergeschichte einmalig sein.

Und dabei ist Arrigo Boito (1842–1918) als Librettist für Verdi wie Ponchielli kein Unbekannter. Zudem findet seine andere Oper „Mefistofele“ in den letzten Jahrzehnten nicht nur unter berühmten Bässen wieder Beachtung. Und 2021 bei den Bregenzer Festspielen neuerlich das Schmerzenskind „Nerone“. Boitos Handlungsvorwurf, der den reifen Kaiser zwischen seinem Künstlerwollen, dem missmutigen Lenken eines von Intrigen wie religiösen Unruhen geschüttelten Staatsgebildes und

persönlichen Liebes- wie Mordaffären zeigt, schert sich nicht um Konvention. Kaum ist Raum für Arien, es gibt nur ein traditionelles Chorfinale. Keiner der meist abstoßenden Charaktere lädt zur Identifikation ein.

Das alles atmet den schwülen Hauch der Décadence. Auch wenn Boito interessante, oft altertümlich anmutende Klänge findet, jede Szene dauernd ihren Charakter vom Wagnerismo zum Verismo wechselt, die Fanfaren schmettern und die Flöten locken, es findet sich keine Melodie, selten Arioses, dafür viel Dauerparlando, kurzatmige Handlungsfetzen. Dirk Kaftan am Pult der willigen Wiener Symphoniker holt alle Facetten aus dieser mal brütenden, mal explodierenden Partitur heraus, Olivier Tambosi zwingt die ausufernden Tableaux zwischen Muttermord, Arenagemetzel, scheinheiligem Katakombengottesdienst und Leichenfledderei gekonnt in ein erleuchtetes Drehbühnenlabyrinth.

Rafael Rojas ist ein baritenorale Nero, eine spukhafte Figur, die immer mehr aus der Oper entschwindet. Lucio Gallo gibt dem Intriganten Simon Mago schillernde Faszination. Die Frauen fallen schon stückmäßig ab: Svetlana Aksanova gerät als Verführerin Asteria an Sopran Grenzen. Alessandra Volpe windet sich in Ekstase als sterbende Rubria, die sich von der Vestalin noch nicht ganz zur Nonne gewandelt hat.

Manuel Brug

Richard Wagner: Tristan und Isolde; Andreas Schager, Anja Kampes, Ekaterina Gubanova, Boaz Daniel, Stephen Milling, Stephan Rügamer, Chor der Berliner Staatsoper, Staatskapelle Berlin, Daniel Barenboim; Regie: Dmitri Tcherniakov (2018); BelAir Classics

Janáček: Jenufa; Camilla Nylund, Evelyn Herlitzius, Stuart Skelton, Ladislav Elgr, Hanna Schwarz, Staatsopernchor, Staatskapelle Berlin, Simon Rattle; Regie: Damiano Michieletto (2021); cMajor

Arrigo Boito: Nerone; Rafael Rojas, Lucio Gallo, Brett Polegato, Svetlana Aksanova, Alessandra Volpe, Prague Philharmonic Choir, Wiener Symphoniker, Dirk Kaftan; Regie: Olivier Tambosi (2021); cMajor